

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Troll-Borostyáni, Irma von: Der Dämon. Erzählung

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Der Dämon.

Erzählung von Irma v. Troll-Borostyáni.



tiefe
Stille
liegt
über

dem weiten Tal und über dem See, der in den Armen der milden, von silbernem Dämmerlicht durchflossenen Frühlingsnacht regungslos schlummert. In leisen Wellen zieht sein Atem über das dunkle Wasser, in dem sich die goldenen Sternbilder und die weißleuchtende Scheibe des Vollmonds spiegeln. Seine fernen, schilfigen Ufer fließen in fahlen Nebelschleiern mit dem tiefblauen Himmel zusammen, an dem einzelne zartgefederte, weiße Vögelchen langsam hinjageln. Nach der andern Seite aber, hinter einem den See gleich einer zackigen Mauer begrenzenden dunklen Walde, ragt in scharfumrissenen Ranten eine Kette stolzer Berge in das blaue Döngewölbe empor. Winterlicher Schnee, vom Mondlicht übergossen, in bleichem Schimmer leuchtend, lagert noch auf ihren kühn geschwungenen Gipfeln, während aus den Schluchten und Schlünden schwarze Schatten gähnen.

Und tiefes, tiefes Schweigen rings umher. Kein Laut, der diese geheimnisvolle Stille stört, als hin und wieder ein leises Plätschern, wenn das Ruder in das Wasser taucht.

Zwei Männer saßen in dem über die glatte Flut fast bewegungslos hingeleitenden Boote. Der Schiffer, ein stämmiger Alter, mit grauem Haar und von Wind und Sonnenbrand verwittertem Angesicht, hielt sein Auge aufmerksam geradeaus gerichtet, um die Fahrtrichtung nicht zu verlieren. Der andere, ein schlank, doch kräftig gebauter junger Mann mit klugen, energischen Gesichtszügen, ließ seinen Blick traumverloren in der Runde schweifen, während er, den Hut in der einen Hand, mit der andern sich ab und zu ungeduldig über die Stirne strich, als wollte er unliebsame Gedanken aus ihr verschleichen.

Beide schwiegen. Die große Stille in der Natur hatte auch sie verstummen lassen. Und doch wußte jeder, woran der andere dachte und daß es daselbe war, was seine eigenen Gedanken beschäftigte.

Plötzlich aber, als schon am Ufer, dem sie zusteuereten, die dunklen Umrisse der Schiffshütte im bläulichen Dämmerlicht auftauchten, sagte der Fährmann: „No, Herr Doktor, wie steht's denn? Es wird wohl bald aus sein mit ihr? — Oder is leicht noch a Hoffnung, daß sie davontkommt?“

Seine Base war es, von der er sprach, die in

dem jenseits des Sees gelegenen Dorfe seit Wochen krank darniederlag.

Der Angeredete machte einen Ruck, daß das Boot ins Schwanken kam.

„Mich fragt Ihr?“ antwortete er rauh. „Als ob Ihr nicht wüßtet, daß sie schon verloren war, als Ihr mich holtet! — Es tut mir leid, Euch sagen zu müssen, daß sie die Nacht kaum überleben wird. Sie und ihr Mann sind selber schuld an ihrem Tode. Sie hätte gerettet werden können. Aber freilich — bei solch aberwitzigem Treiben . . .“ Er unterdrückte das harte Wort, das ihm auf den Lippen schwebte. Nach kurzer Pause fuhr er ruhiger fort: „Ich weiß ja, Ihr selbst seid unschuldig an dem Blödsinn. Aber Ihr müßt einsehen, daß der Arzt seine Geduld verlieren muß bei solchen Dingen.“

Der Schiffer nickte. „Ja — ja, es is a Kreuz!“ bestätigte er kleinlaut. „Der Doktor wird halt alleweil erst g'rufen, wann's z' spat is. Ich hab' ihnen eh zug'red't als wie an franken Ross, aber es war alles umfunst.“

„Ja, vor dem Arzt fürchten sie sich, als ob er der Satan wäre,“ fiel der Doktor ein. „Aber auf die albernsten Sympathiemittel, die nicht nur nichts nutzen, sondern oft geradezu schädlich sind, haben sie Vertrauen. So tief wurzelt der unselige Aberglaube in ihren Hirnen.“

„Wahr is's,“ sagte der Fährmann seufzend. „Man sollt's nit glauben, was d' Leut' alles für Sachen anwenden zum Kurieren. Lebendige Viecher, Krebse und Fisch' binden s' eahn auf'n Leib, wo sie die Schmerzen verspüren, und lassen s' droben liegen, bis sie krepirt sein. Das soll die Krankheit heilen. Mir verzählen s' nit alle die Mittel, die sie gebrauch'n, weil s' wissen, daß i nit drauf halt', aber so manchmal kimmt mir doch was zu Ohren von die Dummheiten.“

Der Doktor lachte grimmig vor sich hin. Der Schiffer seufzte wieder und brummelte etwas Unverständliches in seinen Bart. Sie hatten das Ufer erreicht. Er zog die Ruder ein, das Boot landete mit leichtem Stoß und der Doktor sprang auf den Strand.

„Morgen früh muß ich wieder hinüber zu einem Kranken,“ sagte er. „Fahrt nicht zu weit hinaus zum Fischfang, damit ich Euch finde, denn der Landweg um den See herum ist allzuweit.“

Der Fischer zog die Mütze, und während er den Kahn langsam der Schiffshütte zulenkte, wendete sich der Arzt nach kurzem Gruße heimwärts.

Mit weitausgreifenden Schritten eilte er, dem Ufer entlang, den dem Dorfe zu führenden schmalen Fußsteig dahin. Die rasche Bewegung tat ihm wohl. Er fühlte, wie sie die ihn beherrschende heftige Erregung sänftigte. Und allmählich beruhigte er sich völlig. Was ihn soeben maßlos geärgert, rief jetzt seine Heiterkeit wach. Er lachte laut auf — über die dumme Abergläubigkeit der Leute und über sich selbst, daß sie ihn hatte so in Zorn bringen können. Aber auch seine spottlustige Laune war nicht von

Dauer. Eine schwere Traurigkeit löste sie ab. Er mußte an seine Lage denken, an seine Berufstätigkeit, die er so freudig angetreten und die ihm jetzt schon, nach wenigen Wochen seines Wirkens, eine unerträgliche Last dünkte. Voll froher Zuversicht hatte er, der junge Assistenzarzt in einem hauptstädtischen Hospital, die ihm angebotene Stelle als Gemeinbearzt in seiner Heimat angenommen. Nicht nur für das leibliche Wohl dieser guten, wackeren Menschen, in deren Mitte er ausgewachsen war, wollte er mit seinen ganzen Kräften wirken, sondern auch für ihre geistige Aufklärung. Den Kampf wollte er aufnehmen gegen die dunkle Nacht des Aberglaubens, der im Volke nistete und gegen den schon der frühere Arzt, Konrads Pflegevater, so vergeblich angekämpft hatte. Ihm, dem Bögling, der in der Vollkraft seiner Jugend, dessen Wert fortsetzte, würde es gelingen, was dem alternden Mann, dem allzugütigen, nicht gelungen war. Sein Wohltäter — das Herz wurde ihm weich, als er seiner gedachte.

Gleich Traumbildern zog die Erinnerung seiner Vergangenheit an ihm vorüber, jener fernen Vergangenheit, die von der Gegenwart durch die frihen Eindrücke der frühlichen Studentenzei und der letzten Jahre großstädtischen Lebens wie durch eine Wand getrennt war und die sich aufs neue auf der heimatlischen Scholle fortspann. Er sah sich als Kind, das stattliche Haus des Großvaters, in dem er mit seinen Eltern lebte und das jetzt mit seinen weitläufigen Äckern, Wiesen und Wäldern dem Dheim gehörte, seines Vaters Bruder; sah seine Mutter, die rotwangige, rundliche Frau mit den sanften, blauen Augen; den Vater, einen gutmütigen, etwas indolenten Mann, der ganz unter der Herr-



Der Schiffer seufzte wieder und brummelte etwas Unverständliches in seinen Bart.

schaft seines tatkräftigen, energischen Bruders stand; dann sah er sich im schmucken, rebenumwachsenen Häuschen des Doktors, der ihn zum zweiten Vater geworden, ihn nährte, kleidete und unterrichtete, bis es Zeit war, daß er zur Fortsetzung seiner Studien in die Stadt kam. Was aber dazwischen gelegen, dessen erinnerte er sich nur dunkel. Furchtbare Tage waren es, voll Tränen und Schrecken. Der Großvater starb und seine Eltern mußten aus dem Hause,

denn er hatte in seinem Testament seinen älteren Sohn zum Universalerben eingesetzt und dem jüngeren nur den gesetzlichen Pflichtteil zugewendet. Die Mutter weinte, der Vater tobte, und es gab heftigen Streit mit dem Dheim und der Großmutter, denen er vorwarf, die ungerechten letztwilligen Verfügungen des Verstorbenen verschuldet zu haben. Und dann mußten sie fort. . .

Wie verworrene, schwankende Schatten lag die Erinnerung dieser Zeit vor seinem rückschauenden Auge. Nur einzelne unzusammenhängende Momente hoben sich in klaren Umrissen aus dem verschwimmenden Dunkel der Vergessenheit.

Er kam zum Doktor, der ihn an Kindes Statt annahm. Da lag es vor ihm, keine Steinwurfslänge von ihm entfernt, das traute, liebe Häuschen mit seiner bogigen Veranda, inmitten des blumenreichen Gartens, den die Frau des Doktors mit sorgenden Händen gepflegt, mit ebensolcher Sorgfalt wie ihn selber, den fremden, wilden Buben, der da plötzlich in ihr stilles Heim hineingeschnit kam. Und jetzt wohnte er wieder unter diesem Dache, das viele Jahre seiner Kindheit treu beschirmt — aber wie einsam und verlassen fühlte er sich jetzt an dieser alten, lieben Stätte! Alle waren sie ja tot, an denen sein Herz hing, und mit dem einzigen der Seinen, der ihm geblieben, mit seinem Bruder, verstand er sich nicht.

Schwer aufseufzend lehnte sich Konrad an das weiterbraune Wegkreuz, an dem vier Fußsteige auseinander gingen: der eine, auf dem er eben gekommen war, ein anderer zu seinem Häuschen, der dritte dem Dorfe zu, dessen Lichter wie Leuchtkäferchen durch das Dunkel schimmerten, und der vierte nach dem Walde hin, an dessen Rand der Obhof lag, ein holzgebautes Haus mit kleinen Fenstern, steilem Dach und einem Söller unter demselben. Dies Häuschen mit zwei Äckern und einem kleinen Waldanteil hatten seine Eltern gekauft, nachdem sie aus dem Hof des Großvaters vertrieben worden waren. Jetzt gehörte es dem Oswald, seinem Bruder, der es mit dem Waldläufer bewohnte, dem Wurzel-Peter, also genannt wegen der angeblich heilkräftigen Kräuter, die er sammelte und, zu Salben oder Tee verkocht, den Kranken, die sich an ihn um Hilfe wendeten, unter allerlei Beschwörungsformeln gegen gutes Geld verabreichte. Er mochte eben bei der Arbeit sein, seine Tränklein zu brauen für die armen, betrogenen Kranken. Denn hinter dem roten Vorhang des einen Fensters schimmerte Lichtschein und eine dünne Rauchsäule kräufelte sich aus dem etwas schief stehenden Schornstein in die klare Luft. Wenn er ihn nur einmal auf frischer Tat ertappte! Aber schwer war es, ihm beizukommen, da das abergläubische Vertrauen der Bevölkerung ihn schützte und stützte. Ja, es würde ein hartes Stück Arbeit sein, diesen Dämon des Wahn- und Aberglaubens zu besiegen, mit der Fackel der Aufklärung in die dunklen Winkel der Volksseele hineinzuleuchten! So schwer hatte er seine Aufgabe sich nicht gedacht,

als die Heimatsliebe seine Schritte zu dem lieblichen Fleckchen Erde lenkte, in dem die Erinnerungen seiner Kindheit wurzelten.

Jeder Busch, jeder Stein war ihm auf diesen Wegen bekannt. Wie oft war er an diesem verwitterten Holzkreuz vorüber gelaufen! Dem Dorfe zu, wenn er zur Schule ging oder zur Kirche, zu den Eltern und wieder heim zum Doktor, am liebsten aber zum See, auf dem er rudern oder schwimmend, oder mit stahlbewehrtem Fuß pfeilschnell über die blanke Eisdecke dahinsausend die frohesten Stunden seines kindlichen Daseins verbracht. Träumerisch schweifte sein Auge zu ihm hinüber, dem trauten Freunde, nachdem er sich in der Fremde so tief gesehnt.

Mit sanft schmeichelndem rauschen umkosten jetzt seine Wellen das Ufer. Ein Wind hat sich aufgemacht, hat den schlummernden See geweckt, schmückt ihn tändelnd mit fransigem Schaum. Nicht mehr in ruhigem Spiegel — gleich huschenden Irrlichtern tanzt der Silberschein des Mondes auf den Wellen, bald verschwindend, bald von neuem erglänzend.

Das Geräusch nahender Schritte weckte Konrad aus seinem Sinnen. Vom Dorfe her kam ein Mann gegangen — Oswald. Als dieser ihn erkannte, nickte er ihm zu. „Grüß Gott, Bruder! Schon dahoam vom Patientenbesuch? Es gibt wohl nit viel Kranke jetzt?“

Ein trübes Lächeln zog über Konrads Lippen. „Hm, es tut's — sehr angestrengt bin ich gerade nicht,“ antwortete er ausweichend. Worauf der andere: „Ja, i glaub's schon, bei dem schönen, warmen Wetter, das wir haben, daß da nit viele krank sein mögen. Ja — und alle kommen auch nit zum Doktor, wann's wo seit.¹⁾ Du weißt eh, wie's is bei uns. Der Alte, der Wurzel-Peter, der wird freilich jeden Tag wohin g'holt, zu an franken Viech oder zu a franks Leut.“

„Ach ja — mein werter Kollege wird viel in Anspruch genommen,“ erwiderte Konrad spöttisch. Dann aber, mit ernstem Vorwurf: „Und dieser Schwindler wohnt bei dir; du, des Doktors Bruder, gibst ihm Obdach in deinem Hause. Das ist nicht nur lächerlich, auch eine Schande ist es für dich.“

Der Oswald zuckte mit den Achseln. „Schön is's nit, dös sieh i wohl ein,“ antwortete er ruhig. „Aber i kann nit anders. Er zahlt mir an guten Zins für das Stüberl und die Kuchel, die er hat, und das Geld brauch' i notwendi.“

„Ja, weil du für den unsinnigen Prozeß dich beinahe ruiniert hast!“

Da schoß ein Zornesblitz aus Oswalds Auge auf den Sprecher hin. „Daß i prozessiert hab' um unser rechtmäßiges Eigentum, is dir nit recht?“ rief er. „Ach — da schaut's her! Hast denn du kein Einsehen in das, was der Schuft an uns getan hat? An unsern Vater, der aus Kummer drüber g'storben is, und an uns, den Kindern? Freilich, du hast es

gut g'habt. Du hast darunter weiter nit schwer g'litten. Dich hat der Doktor als Kind ang'nommen. Und jetzt hast dein Auskommen und bist a g'studierter Herr. Mir aber steigt die Gall', so oft i an dem schönen Anwesen vorübergeh', auf dem der sich breit macht, der uns um unsern rechtmäßigen Erbanteil betrogen hat.“

Konrad machte eine abwehrende Bewegung.

„Ich verstehe ja, wie dir zu Mute ist,“ erwiderte er. „Gewiß leidest du schwerer als ich unter der harten Ungerechtigkeit, die unsern armen Vater getroffen hat. Aber was hat das tolle Prozessieren dir genützt? Damit hast du dich ja noch mehr geschädigt, Schulden auf deinen Hof genagelt, von denen du nicht weißt, wie du sie abzahlen sollst. Wie konntest du dir solche Torheit einfallen lassen! Nachdem der Prozeß, den der Vater gegen den Oheim gleich nach des Großvaters Tod geführt, verloren worden, war es doch klar, daß du keinen bessern Erfolg haben konntest.“

Ein verschmitztes Lächeln verzog Oswalds Lippen. „So — moanst?“ antwortete er bedächtig. „Und was jagst denn dazu, wenn i noch amal anfangen tät?“

„Daß du ein kompletter Narr bist!“

Da lachte der Oswald. Dann schaute er umher, wie um sich zu vergewissern, daß niemand in der Nähe sei, und dicht an Konrad herantretend, sagte er: „I bin koan Narr nit! I hab' mein' guten Grund, mit an neuen Prozeß anzuhoben.“ Und als er seinem ungläubigen Blick begegnete: „Du warst damals freilich noch a kloaner Bua, aber so viel wirst du dich noch erinnern, daß der Großvater a Jahr oder so, bevor er g'storben is, infolge der Altersschwäche „geistig getrübt“ — wie die Doktors es nennen — g'wesen is. Das Testament, das er g'macht hat, is drei Jahr' vor seinem Tod datiert. Damals war er also noch geistig frisch und g'und. Und deshalb war das Testament rechtsgültig und das Prozessieren nutzlos.“

„Nun also —!“ fiel Konrad rasch ein.

Der andere aber, mit gedämpfter Stimme, fuhr fort: „Das Testament is aber g'fälscht worden.“

Konrad prallte zurück.

„Oswald —!“

„Ja, so is's. I hab' an Zeugen dafür. Die Bevi, die Wirtschaftlerin auf'n Auracherhof. Du kennst sie ja eh?“

„Ich erinnere mich ihrer. Und neulich hab' ich sie ja bei dir getroffen, im Ödthof.“

Oswald lachte. „No ja — i derf mich auf 'n Auracherhof nit blicken lassen. Und so muß halt sie zu mir kommen, wenn wir was mitanander z'reden haben. . . Na also, daß i dir sag'. Die Bevi — damals war sie ja noch a blutjung's Madl, g'rad erst eing'standen in Dienst. Und sie hat die Wohnheit g'habt, überall umanander z'losen und an die Türen zu horchen. Und amal in der Früh will sie der Bäuerin das Geld bringen für die Milch, die sie verkauft hat, denn der Bauer, unser Groß-

¹⁾ fehlt.

vater, der hat sich schon um nix mehr kümmern können, der war schon a bißl antepet und hat nix mehr getan, als den ganzen Tag in der Sunn' sitzen auf der Hausbank. Und wie sie ins Haus einigehet und die Bäuerin sucht, da hört s' in der Schlafkammer tuscheln und flüstern. Die Tür war nur zubig'lahnt und sie hat alles hören können, was drin' g're'd't worden is. Und wie sie halt wieder die Neugier packt, probiert sie, ob sie nit derlosen kann, was da drin' so Hoamlischs g're'd't wird. Nur die Großmutter war drin und der Oheim. Und da hört sie, wie die vom Alten reden und daß 's die höchste Zeit is, daß er 's Testament macht, sunst konnt's zu spat werden, und daß sie schauen werden, daß sie heut noch den Alten dazu bringen. Mehr hat sie nit derlauschen können, und sie hat sich wieder fortg'schlichen, damit sie nit an der Tür derwischt wird."

Eine Pause entstand, und da Konrad, aufs höchste betroffen, ohne Antwort vor sich hinstarrte, hub Oswald wieder an: „Na, da is also gar koan Zweifel nit, daß die Großmutter mit 'n Vinzenz, der alleweil ihr Lieblingssohn war, dem Alten das Testament, so wie sie's g'macht haben wollen, diktirt und dann a falsches Datum dazu g'setzt haben, a früheres, damit 's so ausschaut, als hätt' er's zu oaner Zeit g'schrieben, wo er noch ganz vernünfsti war.“

„Und das hat dir die Bevi jetzt erzählt, nach so vielen Jahren?“ fragte Konrad. „Das ist doch höchst sonderbar.“

„Da is nix Sonderbares dabei,“ antwortete Oswald. „Zerst hat sie sich weiter nix gedacht bei der Sach'. Ob der Alte a Testament macht oder nit, hat sie nit interessiert. Und dann hat s' auch die ganze G'schicht' vergessen. Und sie wär' ihr a g'wis nimmer in Sinn kommen, wann i nit von dem Testament g're'd't hätt'.“

„Du — mit ihr?“

„Ja, i mit der Bevi . . . Denn waacht, i hab' was mit ihr. I hab' s' gern und hab' ihr schon längst 's Heiraten versprochen. Und weil sie sich auch was erspart hat, so hat sie mich wieder g'mahnt, wann's denn endlich dazu kommen wird. Und da hab' i ihr g'sagt, daß i nit heiraten kann, hab' i g'sagt, weil mein Hof voller Schulden is. Und wie oan Wort das andere gibt, hab' i ihr von der Erbschaft g'sprochen und von die Prozess' und vom Testament. Und wie sie das g'hört hat, da is ihr das G'redet von die zwoa wieder eing'fallen und da hat sie mir haarkoan erzählt, was sie derlauscht hat. Ja, und wann's dazu kommt, so is sie bereit, vor Gericht Zeugenschaft abzulegen und zu beschwören, daß 's wirklich so war, wie sie sagt.“

Wieder trat Stille ein. Gleich einer Sturzwehle brach die Aufdeckung des Verbrechens über Konrads Seele, sie in ihrer tiefsten Tiefe erschütternd. Wie ein scheuer Vogel irte sein Blick vom Muracherhof, der in seiner behäbigen Stattlichkeit alle andern Baulichkeiten des Dorfes überragte, zum Dohof hin-

über, dem dürstigen Blockhäuschen, in dem seine armen, enterbten Eltern sich um ihr tägliches Brot abmühten, und wieder zurück zu dem im Mondlicht bläulich schillernden Kirchturm des Dorfes, wo die Kummerbeladenen hinter den weißen Friedhofmauern ihren ewigen Schlaf schlummerien.

Und wieder tauchte die Erinnerung in blutwarmer Lebensfrische vor ihm auf. Nicht aber die frohen Bilder seiner sorgenlosen Kindheit sah er vor sich, sondern des Vaters gramdurchfurchtes Antlitz, der Mutter frühgebleichtes Haupt, wenn es sich mit sanft tröstenden Worten jenem zuwendete, der, in der kleinen grünen Laube von des Tages Last und Arbeit ausruhend, in der so oft wiederholten, grollenden Klage sich erging: „Was hab' ich ihm denn getan, mein' Vater, daß er so an mir gehandelt hat! I war kein schlechterer Sohn wie der Vinzenz. Kein unrechtchaffenes Wort is g'fallen zwischen uns. Und alles hat er dem andern geben, und mir alles genommen, was er mir hat nehmen können . . .“ Wenn sie noch lebten, seine unglücklichen Eltern, wenn sie erführen, daß sie nicht das Opfer liebloser Härte geworden waren, nein! daß die eigene Mutter, der eigene Bruder verbrecherischen Betrug an ihnen verübt hatten —!

Als ob Oswald Konrads Gedankengang erriete, unterbrach er das Schweigen: „Wir machen sie nimmer lebendig. Und vielleicht is's besser für sie, daß sie's nit erfahren haben, was geschehen is. Aber für den Schufsten kommt jetzt zahlende Zeit. I mach' die Anzeig' beim Gericht und er kommt ins Kriminal. Ja, und nit das alloan. Unser Herrgott straft ihn an dem, was ihm das liebste is auf der Welt, an sein' Enkelkind. Seinen einzigen Sohn, den Toni, hat er ihm schon g'nommen. Vor zwoa Jahren is er und sein Weib am Typhus g'storben. Aber Gottes Mahnung hat ihn nit gebessert. Nur noch verstockter is er worden und sein Haß gegen mich noch ärger, als ob i schuld g'wesen wär', daß der Toni g'storben is. Und immer geiziger is er worden, um recht viel Geld zusammenzuscharrn für sein' einzigen Erben, sein Enkelkind, den Tonerl. Aber den seine Stunden sind jetzt a schon gezählt. Die Bevi hat mir g'sagt, daß er heut Nacht krank worden is und daß er's nimmer lang dermachen wird.“

„Wie —? das Kind ist krank?“ fragte Konrad erstaunt. „Ich habe nichts davon gehört.“

Da lachte Oswald. „Ja glaubst denn, der Alte wird zu dir kommen? Da tät' er sich doch fürchten, daß du dem Tonerl a Spedierpulverl eingibst, damit daß 's g'schwinder an End' hat mit ihm.“ Schadenfreude blickte aus seinen Augen. „Auf die Doktors hat er überhaupt koan Vertrauen nit. Aber den Wurzel-Peter, den hat er sich holen lassen.“

„Unmöglich —!“

„Nix unmöglich. Der Peter hat mir's selber erzählt. Zwoamal is er heut schon dort g'wesen. Aber freilich is der Husten bis jetzt nit besser worden. Mit alle seine Trankeln und Salben wird 's Kind halt doch ersticken.“

Konrad fuhr auf. „Das darf nicht geschehen!“
 „Wer will's hindern?“ fragte Oswald misstrauisch.
 „Ich —. Wenn ärztliche Kunst es zu retten vermag, werd' ich es retten.“

„Du —? Die Brut unseres Todfeindes, des Schurken, der uns um unser rechtmäßiges Erbteil betrogen, der unsere Eltern ins Grab bracht hat, willst du retten? Bist du des Teufels?“

Ganz leise hatte er die Worte hervorgestoßen, aber maßlose Wut zitterte in seiner Stimme und drohend flammte sein Auge dem Blick des Bruders entgegen.

Konrad atmete schwer. Fahle Blässe überzog seine Wangen. Ein wilder Kampf durchschütterte sein Innerstes. Das Gewissen des Arztes, die Stimme der Menschlichkeit rief ihn zur Rettung des wehr- und hilflos dem Tode preisgegebenen kranken Kindes. Aber hatte der Bruder nicht recht? Konnte es seine Pflicht sein, zum Wohltäter des Mannes zu werden, dessen verbrecherische Hand Glück und Leben seiner Eltern untergraben hatte? Wer hieß ihn, diesem Bösewicht in den Arm zu fallen, der sich, vom Dämon wahnwitzigen Aberglaubens beherrscht, tod-drohend gegen den geliebten Enkel erhob? Fügung des rächenden Schicksals war es doch, die den Geist des Missetäters betörte, um in verhängnisvoller Verblendung gegen des eigenen Kindes Kindes Leben zu wüten! —

Die Minuten verrannen. Lautlose Stille schwebte über den beiden schweigenden Männern — bange, lauschende, harrende Stille. Nur vom See herüber, wie leise Klage, das Rauschen und Raunen der Wellen, und dazwischen, dann und wann, ein mutwillig kichernder Klang, wenn eine Welle, die andere vorwichtig überholend, über den Kies des flachen Ufers schlug.

Plötzlich richtete Konrad sich auf. Ruhige Entschlossenheit lag auf seinem Antlitz.

„Ich gehe,“ sprach er. „Ich kann nicht anders. Ob Freund, ob Feind, meine Berufspflicht heißt mich, dem Kranken Hilfe bringen, wo ich's vermag.“

Da sprang der andere wie eine Katze auf ihn zu. Und mit wuchtigem Griff ihn an der Schulter packend, schrie er: „Das wirst nit tun! Recht g'schieht dem Schuften, wenn der Fraß verreckt. Ein Narr wärst, wenn du's verhindern täst!“

Mit einem Ruck seiner kräftigen Gestalt schüttelte Konrad die Faust von seiner Achsel. Aug' in Auge blickten sich die Brüder. Voll blinder Wut der eine, voll Trauer der andere.

„Oswald, besinne dich!“ nahm Konrad nach kurzem Schweigen das Wort. „Möchtest du, daß wir uns durch die verbrecherische Tat eines andern dazu erniedrigen ließen, auch unsererseits uns schwer zu vergehen? Bedenke auch, daß es vielleicht eine ansteckende Krankheit ist, um die es sich bei dem Kinde handelt. Wenn nichts dagegen geschieht, kann sie sich zur Seuche ausbreiten, das ganze Dorf, die ganze Umgegend ergreifen. Und ich wäre schuld daran, ich — und du.“

Oswald senkte den Blick. Des Bruders eindring-

liche Worte hatten seinen Zorn gesänftigt. Er wagte es nicht mehr, sich ihm zu widersetzen. Doch als sich jener mit raschen Schritten entfernte, zog wieder ein böses Lächeln um seinen Mund. Mit giftigem Hohn murmelte er ihm nach: „Ja, geh du nur, du Narr! Helfen wirst doch nit können. Der alte Gauner wird dich in sein' bösen Gewissen gegen dich zum Kind gar nit zulassen.“ Und mit schadenfroh verschmitztem, leisem Lachen ging er langsam seinem Odhof zu.

Auch Konrad eilte heim, um seine voraussichtlich notwendigen ärztlichen Utensilien und Medikamente zu holen. Nachdem er diese in seine ihn bei seinen Rundgängen begleitende große lederne Umhängtasche gepackt und etwas wenigens von dem Abendessen genossen hatte, mit dem ihn die alte, treue Agathe, die schon seinem Pflegevater gedient, bereits erwartete, machte er sich abermals auf den Weg.

Es war viel dunkler geworden, der Wind fast zum Sturm gewachsen. Die früher so zarten, weißen Wölkchen hatten sich zu schweren, grauen Massen verdichtet, die, in wechselnden bizarren Formen am Himmel dahinjagend, den Mond verbargen. Hier und da zerriff der Wind die Wolken, aus den Spalten sahen blaue Stückchen Himmel mit ein — zwei Sternen hervor, um sich gleich wieder zu verhüllen. In dumpfem Rauschen sandte der dunkle, in mächtigeren Wellen Es war viel dunkler geworden, der Wind fast zum Sturm gewachsen. Seine Stimme herüber.



Es war viel dunkler geworden, der Wind fast zum Sturm gewachsen.

Wie ein schweres Seufzen, wie eine grollende Warnung klang es. Und immer lauter, immer drohender wuchs es an, je mehr Konrad, dem Kreuz am Scheideweg zuschreitend, sich dem See näherte. Dort angelangt, blieb er zögernd stehen. Eine seltsame Bangigkeit beschlich ihn plötzlich. Fröstelnd hüllte er sich fester in seinen Mantel. An das Kreuz gelehnt, horchte er auf das wilde Dröhnen und Tosen der Brandung. Jetzt riß der Wind die am Kreuz befestigte Eisenplatte mit der Aufschrift J. N. R. J. von einem der verrosteten Nägel los; klirrend und klappernd schlug sie an den schwarzen Holzpfahl, von dem sich die Gestalt des rohgeschnittenen Christusbildes in verschwommenen Umrissen abhob.

Er blickte hinaus. „Wenn der Wind die Platte ganz losreißt,“ dachte er, „werden sie eine andere an deren Stelle geben, damit das Wahrzeichen ihres Glaubens erhalten bleibe. Aber von dem wahren

Geiste der Lehre des Gekreuzigten, zu der sie sich mit dem Munde bekennen, wissen sie nichts.“

Da fauste ein neuer heftiger Windstoß daher und im nächsten Augenblick schlug die Platte neben Konrad, dem es kaum gelang, ihr auszuweichen, rasselnd zur Erde. Er hob sie auf, wog sie in seiner Hand nachdenklich. „Hm, ein mächtiges Stück Eisen!“ sprach er zu sich. „Schwer genug, einem den Gar aus zu machen, wenn es unglücklich trifft. Wäre ich abergläubisch, wie die andern, so möchte ich dies wohl für ein Vorzeichen halten, daß mir Unheil droht.“ Dann legte er sie auf den Betschemel unter dem Kreuze, schaute um sich, lauschte wieder dem Brausen und Rauschen des dräuenden Sees.

Plötzlich glitt ein Lächeln über seine Lippen. „Bah — ich glaube gar, ich bin nervös,“ sagte er fast laut vor sich hin. „Ein Arzt, der es mit seinen Nerven zu tun hat — das wäre was Schönes!“ Und sich aufrassend, setzte er in weiten Schritten seinen Weg fort.

Bald hatte er das Dorf erreicht, das friedlich zu schlummern schien. Alle Lichter waren erloschen, selbst das Wirtshaus lag still und dunkel. Jetzt wandte er sich rechts dem Auracherhof zu, der mit seinen schönen, ausgebauchten Fenstergittern, dem hochgewölbten Schindeldach und breitvorragenden Balkon sich von den andern Häusern stolz abhob. Zwischen den Wirtschaftsgebäuden und dem Obstgarten, dessen üppiger Blüthen Schmuck wie frischer Schnee durch die Finsternis schimmerte, schritt er dem Wohnhaus zu, spähte nach einem Lichtschein. Aber auch hier schien alles zu schlafen. Gleich müde geschlossenen Augen lagen die Fenster licht- und glanzlos im nächtlichen Dunkel.

Er begriff nicht. Wenn das Kind so schwer krank war, wie der Bruder ihm gesagt, so mußte doch jemand bei ihm wachen. Hatte Oswald übertrieben — oder kam seine Hilfe zu spät?

Von drei Seiten hatte er das freiliegende Haus schon umschritten, ohne eine Spur wachenden Lebens zu entdecken. Doch endlich, als er nach der letzten Seite umbog, sah er Licht. Aus zwei Fenstern des oberen Stockwerkes fiel es in breiten Streifen über die Wiese.

Er blickte hinauf. Das war ja dasselbe Zimmer, das er als kleiner Junge mit Oswald und Vetter Toni bewohnte. Welch froher Stunden Schauplatz war es damals. Wie oft hatte es vom Lärm ihrer übermühtigen Spiele widerhallt. Und jetzt lag hier, als einziger Erbe des stolzen Besitzes, ein krankes Kind, dessen Eltern tot, dessen Vatersvater ein Verbrecher . . .

Er trat vom Hause zurück, um durch die vorhanglosen Fenster einen Blick in den erleuchteten Raum zu werfen.

Der Sturm hatte sich gelegt, der Himmel sich mit einer gleichförmigen, grauen Wollenschicht bedeckt, die nur dort, wo der verschleierte Mond stand, sich mit sahlem Gelb verfärbte.

Zuerst konnte er nichts sehen, als die vom Wider-

schein der Lampe grell beleuchtete Zimmerdecke und die Rückwand der Stube, an der sich die Schatten unbestimmbarer Gestalten abzeichneten. Plötzlich aber gerieten diese in eine seltsame Bewegung; schwanfend und hüpfend, jetzt in die Höhe schnellend, dann wieder jähe verschwindend, huschten sie hin und her, auf und nieder. Und zugleich mit diesem Schattenreigen erhob sich ein Gemurmel verworrener Stimmen, das, anfänglich kaum hörbar durch die geschlossenen Fenster dringend, allmählich laut und lauter zu einem wilden Geheul anwuchs, in dem sich der Diskant kreischender Weiberstimmen mit grölenden Männerbässen zu einem mißtönenden Chaos durcheinandermengte.

Staunen und Schrecken bemächtigte sich seiner. Was war es, das hier vorging? Er hätte mit seinem Blick die Mauer durchbohren mögen. Aber so sehr er auch seine Sinne anspannte, vermochte er dem Stimmengewirr kein deutliches Wort zu entnehmen und nichts zu erblicken, als die an der weißgetünchten Stubenwand über- und durcheinandergleitenden dunklen Schattenbilder.

Gleichviel — was es auch sein mochte! Jetzt wußte er, daß die Bewohner des Hauses nicht schliefen, und so brauchte er mit seinem Einschreiten nicht länger zu zögern.

Er eilte dem Tor zu. Als er aber geräuschlos über den Grasboden hingleitend um die Ecke bog, glaubte er, dicht neben sich gedämpfte Menschenstimmen zu vernehmen. Aus der Laube kamen sie, die mit der Rückwand an das Haus gelehnt, ihren Eingang dem Hofe zu öffnete, so daß, wer darinnen weilte, ihn nicht gewahren konnte. Eine weinerliche, hin und wieder von Schluchzen unterbrochene Frauenstimme drang heraus, während eine andere ab und zu tröstend dazwischen brummelte.

Einen Augenblick blieb er überrascht stehen. Aber was ging es ihn an? Eine der Hofmägde war es wohl, die, die nächtliche Einsamkeit zu einem Stell-dichlein benutzend, dem Treuloosen ihren eifersüchtigen Liebestummer vorflagte.

Doch im Begriffe weiterzugehen, hemmte er wieder den Fuß. Zwischen unverständlichem Gemurmel hatte er deutlich die Worte vernommen: „ . . . 's is alles umsonst. I kann nix machen dagegen. Wie i hab zum Dokter laufen wollen, da is er suchsteufelswild worden und hat mir gedroht, daß er mi mißamt 'n Dokter zum Haus aufschneißt . . .“

Und wieder Weinen und Murmeln.

Eine Sekunde zögerte er, unentschlossen. Dann trat er an die Laube. Ein erschreckter Ausschrei zweier Frauen, die darin saßen, klang ihm entgegen. Er beruhigte sie mit freundlichem Gruß. „Ihr kennt mich doch, ich bin ja der Doktor,“ fügte er bei. „Man hat mir soeben erzählt, daß der kleine Tonerl krank ist, und obwohl der Bauer mich nicht hat rufen lassen, komm' ich nachschauen, wo's fehlt.“

Da brach ein Wortschwall los, der ihn fast betäubte. Die eine der beiden, eine junge, dralle Dirne, die nach dem Tode von Tonis Mutter zu seiner Pflge und Aufsicht in Dienst genommen worden,

erzählte ihm weinend von der Krankheit des Kindes; die andere, die Devi, sekundierte. Alle Anwendungen, die der stupide Aberglaube des Alten für die Genesung des armen Kleinen vorgenommen, mußte er über sich ergehen lassen. Der Wurzel-Peter, den der Bauer holen ließ, hatte dem Buben allerlei Mixturen verabreicht. Auch ein Büschel Haare des kranken Kindes und ein Bündel Federn aus seinem Bette waren auf dessen Anordnung am Kreuzweg vergraben und sein Hemdchen unter freiem Himmel verbrannt und ihm die Asche portionsweise eingegeben worden. Als dies alles nichts nützte, hatte der Wundermann erklärt, daß der Teufel vom Teufel besessen sei, der ausgetrieben werden müsse. Seit einer Stunde weile er wieder oben im Krankenzimmer, wo er seine Zauberkünste ausübe. Auch die Knechte und Dirnen des Hofes waren zur Mithilfe bei der Teufelsbannung hinaufgerufen worden. Sie beide aber, die Devi und die Christel, hatten es bei dem wüsten Getöse um das arme, weinende Kind herum, dem sie doch nicht helfen konnten, nicht ausgehalten und waren weggelaufen.

Unter Jammern und Klagen und mit endlosen Wiederholungen brauste die Erzählung gleich einem Wassersturz über Konrad hin, bis er dem Redestrom Halt gebot mit der Erklärung, daß er nicht länger säumen wolle, bei dem kranken Kinde seines ärztlichen Amtes zu walten.

Die Devi, im Vertrauen auf ihre langjährige, aus seiner Kinderzeit stammende Bekanntschaft, versuchte ihn zurückzuhalten. Es bangte ihr für ihn vor dem Zorn des Alten. Als er aber ihre warnenden Worte kurz abschneidete und sich zum Gehen wendete, eilte sie ihm nach und in ihre Kammer, um dort Licht zu machen und ihm, von Christel gefolgt, durch den dunklen Flur und über die Treppe zu leuchten.

Jetzt standen sie an der Thür des Zimmers, aus dem ihnen der Lärm stampfender Füße und verworrenes Geschrei entgegendrang. Die Mägde bekreuzigten sich. Konrad drückte die Klinke auf und trat über die Schwelle.

Aber regungslos, wie in den Boden gewurzelt, blieb er stehen. Entsetzen lähmte ihn im Anblick des Hilbes, das sich seinem Auge bot.

Ein Trupp von etwa zehn Weibern und Männern, der Bauer mitten unter ihnen, halbbedeckt, schweißbedeckt, mit blutunterlaufenen Augen, unter kreischenden, heulenden Gebeten und Teufelsverwünschungen mit den geballten Fäusten sich an die Brust schlagend, umkreiste tanzend und springend den Zauberkünstler, der, über das Bettchen des kranken Kindes gebeugt, unter allerlei Beschwörungsformeln, mit seinen massiven Händen an dem kleinen Körper herumstrich, knetete, dehnte und reßte.

Ein eisiger Schauer, aus Grauen und Ekel gemischt, überrieselte Konrad.

Unter solchen, vom Dämon kräftesten Aberglaubens bis zum Wahnsinn beherrschten Menschenseelen hatte er den Kampf aufgenommen für Recht und Wahrheit und vernunftgemäßes Tun und Denken.

Aller Mut wollte ihm entsinken, alle hoffnungsfreudige Zuversicht, die sein junges, tatenfrohes Herz geschwellt.

Da — mitten unter dem Plärren und Schreien draug vom Krankenbett herüber ein rauhes, krampfhaftes Husten, von leisem Wimmern gefolgt, an sein Ohr. Und dieser im wüsten Lärmen kaum ver-



In ehernem Klang, das wirre Getöse übertönend, erscholl seine Stimme.

nehmliche Laut riß ihn jählings aus seiner entsetzten starren Betäubung.

„Wie —!“ schrie es in ihm. „In dieser Stunde, da die heilige Pflicht dich ruft, der du dich angelobt, möchtest du entweichen? Feigheit wär's, zu zaudern und zu wanken!“

Mit weiten Schritten an den Kreis der Tanzenden herantretend, die in ihrer fanatischen Erregung ihn noch gar nicht bemerkt hatten, hob er mit gebieterischer Gebärde seinen Arm hoch und in ehernem Klang das wirre Getöse übertönend, erscholl seine Stimme.

„Ruhe —!“

Durch die plötzliche Überraschung gleichwie durch einen Zauberbann gebändigt, verstummte die rasende Schar. Wie versteinert hielt sie mitten im Tanze inne, den Eindringling mit blödem Blick anstierend. Nichts als das Keuchen der tobenden Lungen war hörbar. Und ohne Widerstand löste sich der Kreis, als er auf den Teufelsbeschwörer zutrat, der sich, den Doktor erkennend, erschreckt von dem Bette des Knaben emporrichtete.

Und wieder löste es donnernd durch den Raum: „Betrügerischer Schurke, ertappe ich dich endlich bei deinem Schwindel! Du weißt, was du dafür zu erwarten hast. Es wird dir nichts geschenkt werden. Jetzt aber hinweg von diesem Krankenlager! Hier hast du nichts zu suchen!“

Ein Blick verbissener Wut antwortete ihm. Mit geballten Fäusten seine derbschnige Gestalt drohend in die Höhe streckend, schien Peter sich seinem Befehle widersetzen zu wollen. Und dumpfes Murren durchlief die Reihe der anderen.

Da hallte abermals Konrads Stimme: „Fort mit dir! Willst du gehorchen? — Oder gelüftet es dich nach Strafverschärfung wegen Widersetzlichkeit?“

In flammenden Blitzen traf sein Auge den Blick des Störrischen, während sein Arm herrisch zur Türe wies.

War es Konrads eiserne Ruhe, war es die Macht seiner geistigen Überlegenheit, oder das Bewußtsein seines Rechtes — Peter gehorchte. Stumm, mit giftig scheuen Blicken näherte er sich langsam der Ausgangstüre, und auch die Knechte und Mägde schickten sich an, ihm zu folgen.

Da dröhnte wutbebend eine heisere Stimme durch die Stille.

„Wer untersteht sich, hier zu befehlen? Hier bin ich der Herr!“

Konrad wandte sich um. Sein Oheim stand ihm gegenüber. Die Überraschung des plötzlichen Eindringens des jungen Mannes, sein gebieterisch kühnes Auftreten hatte ihn so verblüfft, daß es ihm jetzt erst gelungen war, seine Fassung zurückzugewinnen.

Sein weißes, dünnes Haar klebte an seiner schweißigen Stirn. Wulstig traten an seinem Stiernacken die hochgeschwollenen Adern hervor. Seine Kinnladen arbeiteten. Seine Rüstern blähten sich. Fahl und glutäugig trat er vor Konrad hin. Ihre Blicke senkten sich ineinander, als ob jeder die Kraft des Gegners messen wollte.

Ein Schweigen entstand. Voll gespannter Neugierde schauten die Leute von der Türe herüber auf die beiden Männer. Auch der Waldhüter war abwartend stehen geblieben.

„Was willst du hier? I hab' dich nit gerufen!“ gröhnte der Alte wieder, seine knorrigen Fäuste auf die Hüften stemmend und noch dichter an Konrad herantretend. „Schau, daß d' weiterkommst, wo d' herkommen bist, sonst mach' i dir Füß'. Du hast in mein' Haus nit z' schaffen und neamd hinauszuweisen. Hier bin i der Herr, i alloan!“

Noch immer kam kein Laut aus Konrads Mund. Tiefatmend, mit bleichen, bebenden Lippen stand er da, nach einem Worte ringend. Vor seinen Augen schwammen rötliche Nebel und in diesen Nebeln sah er die kurze, gedrungene Gestalt seines Oheims wie ein sprungbereites Raubtier sich ihm entgegenrecken.

Sollte er, um ihn zu bändigen, die Anklage seines Verbrechens ihm ins Angesicht schleudern? — Das durfte er nicht. Jetzt nicht. Denn nicht als Richter, nicht als Rächer war er da, sondern im Dienste

seiner ärztlichen Pflicht. Und dieser wäre schlecht gedient durch den Tumult, den seine Anklage hervorrufen würde.

Das Schweigen dauerte fort. Plötzlich aber tönte wieder durch die dumpfe Stille der leise wimmernde Laut des kranken Kindes und sein gequältes Husten.

Da richtete sich Konrad hoch empor. Mit seinem Arm nach dem kleinen Bette weisend, rief er seinem Oheim zu: „Willst du zum Mörder deines Enkels werden?“

Der Alte fuhr zusammen. Mit scheuem, angst-erfülltem Blick irrte sein Auge nach der Lagerstätte des Kindes.

„Was — was red'st?“ stotterte er.

Konrad aber fuhr fort: „Das willst du nicht? — Und doch tuft du es mit deinem aberwitzigen Treiben. Sein Leben zu retten, bin ich gekommen, wenn nicht alle Hilfe schon zu spät ist.“

Der Bauer lachte höhnisch auf.

„Du — du?“

„Ja — ich! — Als Arzt, der seines Amtes waltet, steh' ich hier. Darum hindere mich nicht länger! Jeder versäumte Augenblick kann dies schwache Leben unrettbar verwirken!“

Eine neue Pause entstand. Unter den buschigen Augenbrauen des Alten schoß sein wilder, stierer Blick von Konrad zum Krankenbette hin und wieder. Seine Brust hob und senkte sich in keuchenden Atemzügen. Seine Lippen bewegten sich, aber kein Ton kam darüber.

Die Todesangst für das Kind hatte seinen Widerstand gebrochen. Auch als sich Konrad mit der Wiederholung seines Befehles, das Zimmer zu verlassen, an die die Türe umlagernden Leute wendete, widersprach er nicht mehr, und ruhig ließ er es geschehen, daß sie sich, einander angloßend und unter leisem Murmeln mit den Ellenbogen in die Rippen stoßend, entfernten.

Nur die Christel blieb zurück und schlich mit einem scheuen Seitenblick nach ihrem Herrn, der noch immer unbeweglich in der Mitte der Stube stand, zu ihrem Pflegling.

Jetzt trat auch Konrad an sein Lager, um eine Untersuchung vorzunehmen. Dieselbe erwies seine aus Oswalds Bericht geschöpfte Vermutung als richtig, und so hatte er bei den mitgenommenen Medikamenten eine geeignete Wahl getroffen.

Aber trotz Anwendung aller bei solchem Fall angezeigten Mittel wollte kein Anzeichen einer Besserung eintreten. Stunde um Stunde verrann — die Fieberhitze, der bellende, erstickende Husten wollten nicht weichen.

Kam er zu spät? War es ihm nicht gegönnt, das arme Opfer verhängnisvollen Aberglaubens zu erretten, gegen diesen eine siegreiche Schlacht zu schlagen, deren Erfolg ihn in seiner Aufgabe, die armen Verblendeten zu vernünftiger Erkenntnis zu führen, einen Schritt vorwärts bringen sollte?

Ein schwerer, lastender Druck legte sich ihm gleich einem eisernen Keisen um die Brust. Bleierne



„Hier bin ich der Herr!“

Müdigkeit schlich durch seine Glieder. Nicht die Ermüdung der schlaflos verbrachten Nacht, sondern das erschlaffende Gefühl trostloser Hoffnungslosigkeit und sinkenden Mutes.

Der erste Schimmer bleichen Morgengrauens brach durch die Fenster. Hinten im Geflügelhof trährte ein Hahn, dem ein zweiter antwortete. In der Ferne schlug ein Hund an. Dann wurde wieder alles still. Nur der heisere, ab und zu von einem leisen Klage laut begleitete Husten des Kindes durchbrach das Schweigen und die regelmäßigen Atemzüge der Christel, die, nachdem sie dem Doktor stundenlang mit allerlei Handreichungen wacker beigestanden, auf ihrem harten Holzstuhl eingenickt war. Mit dem Kopf auf den über dem Tisch verschränkten Armen ruhend, schlief sie tief und fest, wie in ihrem Bette.

Wieder ist Konrad an des kleinen Lager getreten, seine trockenen Lippen zu feuchten. Angstvoll lauscht er auf seinen Atem, der schwer und pfeifend durch seine Kehle dringt.

Sechs Stunden dauert nun schon die Krisis, und noch kein Zeichen einer glücklichen Wendung!

Plötzlich zuckt er zusammen. Das Kind stöhnt, windet sich in heftigen Schmerzen, scharlachrot im Gesichtchen, ringt es nach Luft, schnappend, röchelnd, dem Ersticken nahe.

Da erkennt er mit untrüglicher Gewißheit, daß das Kind unrettbar verloren ist, wenn er nicht das äußerste Hilfsmittel anwendet — den Lufröhrenschnitt.

Wird aber der Oheim in die Bormahme der Operation einwilligen? — Oder soll er sie ohne dessen Wissen ausführen? — Und wenn auch sie nutzlos ist, weil die Infektion schon zu tief gegriffen hat — ?

Aus der Stube nebenan hört man die Schritte des Alten auf und ab wandern. Auf und ab, hin und zurück, rastlos, wie der Pendelschlag einer Uhr.

Er hatte sich nicht zu Bette gelegt, wußte er doch, daß er nicht schlafen könnte. Aber auch im Krankenzimmer, an Konrads Seite, hätte es ihn nicht geduldet. So hatte er sich hierher zurückgezogen. Hier wartete er, wartete, wie ein eines Mordes Angeklagter auf den Richterspruch: Tod — oder Freiheit. Nur ab und zu, wenn die Bangigkeit des qualvollen Harrens allzu unerträglich wurde, öffnete er leise die Tür und lauschte auf die gequälten, stöhnenden Atemzüge seines Enkels.

An Konrad eine Frage zu stellen, getraute er sich nicht. Haß und Furcht, Mißtrauen und heißes Hoffen lähmten ihm die Zunge. Nur verstohlen blickte er in sein Angesicht, um in seiner Miene das Urteil zu lesen.

Und dieses entsetzliche Warten wollte kein Ende nehmen! Schon begann das nächtliche Dunkel dem Dämmerlicht des neuen Morgens zu weichen, und noch immer keine Entscheidung! Und wieder trieb es ihn hin und her, auf und ab in seinem Zimmer, rastlos, wie ein gefangenes Tier der Wildnis im Käfig.

Allmählich aber fühlte er seine Knie brechen. Erschöpft ließ er sich auf einen Stuhl sinken und verfiel in einen wüsten, von schreckhaften Traumbildern angefüllten Halbschlummer.

Plötzlich aber fuhr er wieder empor, mit blöden Augen um sich stierend. Helles Tageslicht flutete durch die Fenster. Da kam er langsam zur Besinnung. Und wie mit eisernen Krallen packte es ihn aufs neue, das Entsetzen vor dem, was ihn bedrohte.

Schwerfällig richtete er sich auf, mit steifen, versagenden Gliedern schlich er an die Tür und lauschte. Aber er hörte nichts als den Schlag seines eigenen Herzens, das wie toll in seiner Brust hämmerte, bis zum Halse hinauf. Da drückte er die Klinke auf und trat in das Zimmer.

Angstvoll irrte sein Blick zu dem kleinen Bettchen hin. Und da sah er — — ist es grausame Täuschung, ist es Wirklichkeit — das Kind schläft.

Schläft — ? Ist es wirklich Schlummer, nur Schlummer, der seine Augen so sanft geschlossen hält . . .

Ein Würgen packt ihn an der Kehle. Er möchte aufschreien, sich an das Lager hinstürzen, um sich Gewißheit zu holen. Aber wie versteinert bleibt er stehen, unfähig jedes Lautes, jeder Bewegung.

Da wendet die Christel, die am Fußende des Bettes hockt, ihren Kopf gegen ihn. Sie lächelt, nickt ihm zu, deutet mit dem Finger auf das Kind. Und jetzt kommt sie herbei und erzählt von der Operation, die der Doktor vorgenommen, bei der sie hatte den Tonerl festhalten müssen, und daß, wenn sie nicht ausgeführt worden wäre, der arme Bub hätte ersticken müssen, so arg stand es um ihn. Und jetzt tritt auch Konrad, der sich zum Weggehen rüstend, seine Arzneien und Instrumente zusammenpackte, auf ihn zu und sagt ihm, daß das Kind gerettet ist. Er spricht noch allerlei, was in der Pflege des kleinen Kranken zu beobachten sei und daß er der braven Christel die nötigen Aufträge gegeben habe, übrigens selbstverständlich heute noch wiederkommen werde, um nachzuschauen.

Aber aus dem allem hört der Alte immer nur das eine, daß sein Tonerl dem Tode entrissen ist und daß er dessen Leben keinem andern verdankt, als Konrad, dem Sohn seines Bruders, seines einzigen Bruders, den er — er —

Gleich einem sinnverwirrenden Kreisel dreht sich dieser Gedanke in seinem Hirn. Ein Tumult jauchzender Freude und wilder, verzweifelter Qual tobt in seinem Innern.

Mit wankenden Schritten, gleich einem Trunkenen, ist er an das Bett getreten, mit glühenden Augen blickt er auf das friedlich schlummernde Kind, während in seinem Herzen das wagherüttelte Gewissen schauernd nach Sühne schreit.

Eine Bewegung Konrads, der sich im Weggehen nach seinem seiner Hand entfallenen Hute bückte, riß ihn aus seiner Erstarrung. Er raffte sich auf, winkte ihm mit hastiger Gebärde, zu bleiben, und

bat den ihn fragend Anblickenden, ihm in seine Stube zu folgen.

„I — i hab' mit dir was zu sprechen,“ sagte er, als sich die Tür hinter ihnen geschlossen hatte. Dann, nach kurzer Pause, auf einen Stuhl weisend, während er sich selbst in eine Ecke seines alten, schwarzen Ledersofas sinken ließ: „Willst d' dich nicht setzen? I moan, du mußt do' arg müd' sein.“

Konrad verneinte mit einer Kopfbewegung. Die Hände auf die Lehne des ihm angewiesenen Sessels gestützt, blieb er hochaufgerichtet stehen.

Jetzt erst bemerkte er, welche Verheerung diese furchtbaren Stunden über den Dheim gebracht hatten. Aus dem noch kraftvollen Mann war ein hinfälliger Greis geworden, der bleich und hohläugig, völlig zusammengebrochen, dasaß, mit verstörtem, irrendem Blick durch das Zimmer kreisend.

Aber kein Mitleid regte sich in seinem Herzen. Mit kaltem, stählernem Glanz lag sein Auge auf den verfallenen Zügen.

„Was wünschst du von mir?“ fragte er endlich, nachdem er lange vergeblich gewartet, daß der Dheim das Wort ergreife.

Der nickte ein paarmal vor sich hin, als ob er selbst seinen Gedanken eine bejahende Antwort gäbe. Dann erhob er sich mühselig von seinem Sitze und auf Konrad zutretend, sagte er: „Was i von dir wünsche — das fragst? — Danken will i dir — du hast mein' Enkelkind 's Leben gerettet.“ Und zitternd streckte er Konrad seine Hand entgegen.

Dieser aber trat einen Schritt zurück und seine Hände auf dem Rücken verbergend, erwiderte er schroff: „Ich habe nur meine ärztliche Pflicht getan. Eines Dankes bedarf es nicht.“

Da sank des Alten ausgestreckter Arm, wie von einem Peitschenhieb getroffen, herunter. Purpurne Zornesglut ergoß sich über sein Angesicht. Seine Züge verzerrten sich und mit wuthlitzendem Auge maß er Konrad vom Wirbel bis zur Zehe. Was unterstand sich der Bursch? Ihm den Handschlag zu verweigern, ihm, dem Vinzenz Muracher, dem reichsten, angesehensten Bauer in der ganzen Umgegend!

Aber jählings, wie er gekommen, verslog sein Zorn. Nach kurzem, dumpfem Schweigen kam es mit gepreßtem Ton über seine Lippen: „I hab' dir was sagen wollen, Konrad. Aber du machst mir's recht schwer.“ Und als dieser nicht antwortete, fuhr er fort: „Du hast an Haß auf mi, du und der Oswald. I woaß, es is wegen der Erbschaft. Ihr könnt mir's halt nit verzeihen, daß euer Großvater mi zum Universalerben eing'setzt hat und euern Vater nur ins Pflichtteil. G'rad deswegen will i reden mit dir. Wenn du nit g'wesen wärst, so wär' mein Tonerl jetzt tot. Dir alloan verdankt er sein Leben. Deswegen hab' i mi entschlossen, die Hälfte von dem, was i hab', von mein' ganzen Besitz, dir und 'n Oswald abzutreten. Ja, döß tu i. Heut no will i's tun. Heut no fina mir zum Notar gehen, daß er die Urkund' aufsetzt. Das soll mein Dant

sein für das, was du an mir und an mein' Enkel Gutes getan hast.“

Eine Pause entstand.

„Na, so red' doch! Sag, ob's dir recht is. — Dann . . .“

Ein hartes Lachen aus Konrads Mund ließ ihn verstummen.

„Diese Schenkungsurkunde soll wohl Sühne sein für eine andere Urkunde?“ scholl es ihm entgegen. „Sühne für die Fälschung jenes Testaments, das du und deine Mutter einem altersschwachen, halbverblödeten Greise in die Feder diktiert und, um es rechtskräftig erscheinen zu lassen, mit falschem Datum versehen habt? — Aber deine Buße kommt zu spät. Sie kann die Toten nicht erwecken, die dein Betrug durch Not und Kummer unter die Erde gebracht hat.“

Er hielt inne.

Leichenblaß, mit bebenden Gliedern und zuckendem Munde, die Arme wie in Todesangst zur Abwehr gegen ein Schreckgespenst erhoben, mit weitaufgerissenen entsetzten Augen ihn anstarrend, stand der Alte da. Plötzlich schlug er die Hände vor sein Angesicht und brach taumelnd auf einem Stuhl zusammen.

Erschüttert blickte Konrad auf den Unseligen. Ein Gefühl beschlich ihn, wie leise Scham. War es recht, daß er ihn jetzt, da die Stimme des Gewissens ihn zur Sühne rief, mit der Anklage seines Verbrechens zu Boden warf? War es nicht niedrige Rache, den bitteren Kelch der Reue mit der Aufdeckung seiner Missetat zu vergiften? Und blickartig durchzuckte ihn die Erinnerung an Oswalds Vorhaben. Nein! Das sollte nicht geschehen! Durch freiwillige Buße tilgt sich Unrecht besser als durch Kerkerhaft und Schmach und Schande — dem traurigen Surrogat ausgleichender Gerechtigkeit. Sühne fordert nicht Rache, Sühne ist — eine bessere Tat. Tiefaufatmend trat er an den Greis heran, legte seine Hand auf dessen Schulter.

„Dheim —!“

Dieser erbehte unter seiner Berührung. Seine Brust arbeitete in unterdrücktem, wildem Schluchzen. Aber er antwortete nicht.

„Onkel Vinzenz, hör mich an!“

Da ließ dieser die Hände vom Gesicht sinken, und ihn aus toten Augen anblickend, sprach er: „Was denn? Was willst d' noch sagen? — Wer dein Zeuge is? Laß nur, laß, nun is's alls oans. Mach lieber ein End' und geh! 's Gericht woaß, wo's mich zu finden hat. Ihr braucht Euch nit zu fürchten, daß ich's leugnen werd', was i getan hab', denn i kann's eh nimmer länger vertragen. . . Also geh nur, geh, daß alles bald ein End' hat. Im G'fängnis hab' i dann vielleicht a Ruh vor. . . vor mir selber.“

Konrad schüttelte abwehrend den Kopf.

„Nein, Dheim, das werden wir nicht tun. Dein und unser und Tonerls Name soll nicht gebrandmarkt werden. Deine Schuld sei ausgelöscht zwischen dir und uns, die wir um sie wissen.“

Ein Schweigen entstand. Regungslos, mit geschlossenen Augen, kauerte der Alte auf seinem Stuhl. Nur der keuchende Atem verriet, daß Leben wohnte in dem schlaffen Körper.

Endlich schlug er langsam die Lider auf. Er versuchte zu reden, aber es dauerte eine Weile, bis es stockend und stammelnd über seine Lippen kam: „Zu spät is's, hast g'sagt, weil ich sie nimmer lebendig machen kann . . . Was nützt mir dann deine Verzeihung? — An den Toten kann i ja nit gut machen, was ich an ihnen getan hab'.



Regungslos, mit geschlossenen Augen, kauerte der Alte auf seinem Stuhl.

Sie wissen nit, wie mir ums Herz is. Sie können mir nit sagen, ob sie mir verzeihen. So lang i noch leb', muß i den Fluch tragen, den i um mein' Bruder verdient hab'."

Konrad ward die Brust enge. Er fühlte es heiß in seine Augen steigen.

"Jede Tat kann durch wahre Buße gesühnt werden," erwiderte er in weichem Tone. „Gott und die Menschen verzeihen dem Reuigen. Freilich — wir können die Toten nicht herbeirufen. Aber ich

weiß, daß unverzöhnliche Rache ihren Herzen fremd war. Als ihr Sohn, in ihrem Namen vergeb' ich dir, was du gegen sie verschuldet hast."

Der Alte starrte ihn an, wirr und zweifelnd, als hätte er seine Worte nicht verstanden. Plötzlich aber ging ein Leben über seine Glieder. Ein schwacher, ächzender Schrei rang sich aus seiner Kehle. Er breitete seine Arme aus und es war, als ob er Konrad zu Füßen stürzen wollte.

Dieser aber ergriff seine Hände und drückte ihn auf seinen Sitz zurück.

So stand er lange. Keines Wortes fähig, hielt ihn der Alte fest, wie um ihn nimmer von sich zu lassen.

Endlich machte Konrad sich los. Die Sorge, zu spät zu Oswald zu kommen, um ihn von seinem verhängnisvollen Schritt zurückzuhalten, drängte ihn von hinnen.

"Ich muß fort, Oheim," sagte er, nach seinem Hute greifend.

Mit einem stummen Nicken antwortete dieser.

Als aber die Schritte des Enteilenden verhallten, als er sich allein sah, da wich der lähmende Bann der Scham von seiner Seele. — der Greis, dessen Auge seit den Tagen seiner Kindheit sich nicht in Freude, nicht in Leid genährt, brach in heiße, erlösende Tränen aus — — —

Konrad traf seinen Bruder noch zu Hause. Indem er ihm die Ereignisse dieser Nacht mitteilte, gelang es ihm leicht, ihn zum Verzicht auf die gerichtliche Klage zu bestimmen, deren Resultat ihm ja keine größeren Vorteile hätte bringen können, als die von Onkel Vinzenz freiwillig beschlossene Teilung seines Besitzes.

Als er, befreit aufatmend, den Hof verließ, stieß er auf den Wurzel-Peter, der ihn hatte ins Haus treten sehen und ihm nun am Brunnen auflauerte. Bläß und geknickt, wie ein armer Sünder vor dem letzten Gange, trat er ihm entgegen und flehte ihn an, von der ihm angedrohten behördlichen Anzeige abzustehen, indem er heilig gelobte, seinen Kurpfuschereien und Zauberkünsten für immer zu entsagen. Einen Augenblick überlegte Konrad, ob es klug sei, den Burschen straflos auszuweichen zu lassen. Dann aber sagte er sich, daß, wenn dieser sein Versprechen nicht hielte, es noch früh genug sei, ihn zu fassen, und nachdem er ihm in eindringlichen Worten die Schädlichkeit seines Treibens vorgestellt, versprach er ihm, diesmal noch Gnade für Recht ergehen zu lassen, sollte er aber rückfällig werden, so habe er auf keine Nachsicht mehr zu rechnen.

Der Waldhüter dankte und schwor und dankte wieder mit unterwürfiger Gebärde. Konrad aber schritt seinem Hause zu, um sich für den Rundgang zu seinen Kranken zu rüsten.

Wieder ist es Abend geworden und wieder hält der junge Arzt unter dem wetterbraunen Begleitzinnend und träumend auf seinem Heimweg inne. Die in Sorge durchwachte Nacht, die Tagesarbeit lasten in schwerer Ermüdung auf seinen Gliedern, aber hoffnungsfreies, tatenfreudiges Kraftgefühl schwellt seine Seele. Siegesfroh blickt er auf die erwählte Lebensbahn. Jetzt weiß er es: die Aufgabe, die er sich gestellt, er wird sie lösen. Gleich lichtschuem Nachtgetier vor dem Strahlenglanz der aufgehenden Sonne begannen schon die dunklen Gewalten vernunftnechtenden Wahn- und Aberglaubens vor der dämmernden Ahnung der Wahrheit zu entweichen. Wie ein Lauffeuer hatte sich die Kunde seiner Vertreibung des teufelbeschwörenden Wundermanns vom Krankenbette des kleinen Tonerls und seine Rettung des schon erlöschenden Lebens durch das Dorf und die ganze Umgegend verbreitet, und heute schon hatte er es wahrgenommen, daß seine Kranken und deren Angehörige vertrauensvoller zu ihm aufblickten. Ist es ihm nun gelungen, Breche zu legen in die Mauer vorurteilsvollen Mißtrauens und wundergläubiger Furcht vor dämonischen Mächten, so wird er sie bald in Schutt verfallen sehen und zwischen deren Trümmern den Baum vernünftigen Denkens und Erkennens pflanzen.

Er blickte um sich. Das Mondlicht schloß auf den weißen Feldern, nur der Schatten des nahen Waldes reckte sich schwarz und klobig in das Bild lächelnden Friedens hinein. Nachdem es den ganzen Tag geregnet, hatte es sich gegen Abend aufgeklärt und ein feuchter, warmer Erdgeruch stieg von den

erquickten Wiesen empor, mit dem Duft der Blüten und Blumen sich mischend. In tiefblauer Unendlichkeit wölbte sich der Himmel über das Land und über den träumenden See, Mond und Sterne und die weißen Wolken mit glitzernden Silberstrahlen in seiner Flut spiegelnd. Vom See und vom Walde her über die bleichen Fluren zog ein leises Raunen und Rauschen — als ob der Geist der Natur durch die Frühlingsnacht schwebte, vom ewigen Geheimnis neuen Lebens, neuen Keimens und Werdens flüsternd.

Was Annemarie Meldorf tat.

Eine Erzählung von G. H. von Zagory.



Auf den Wiesen des Gutes war die Heuernte im vollsten Gange. Es hatte viel Regen gegeben in den letzten Wochen und die bereits gemähten Schwaden drohten von der unaufhörlichen Masse in Fäulnis überzugehen, als plötzlich ein scharfer, frischer Ostwind den Himmel klärte und die Junisonne heiß genug herniederbrannte, um eine Wiederaufnahme der Feldarbeiten zu gestatten. Die Arbeiter von Meldorf waren daher sämtlich in Tätigkeit gesetzt, um das Versäumte nach Kräften wieder einzubringen. Der Landmann muß eben seine Arbeit nach dem Wetter richten und Heu machen, wenn die Sonne scheint. Jenseits des Dorfes, wo der Bach durch eine kleine Niederung floß, war eine größere Anzahl von Männern und Frauen beschäftigt, auf den Wiesengründen das Heu zu wenden oder zusammenzureden. Es war Mittag schon vorüber, die kurze, zum Essen und zur Erholung bestimmte Raft hatte ihr Ende erreicht, und dicke Schweißtropfen rannen über die braunen, arbeitsgefurchten Gesichter der Männer, über die frischen Wangen der stämmigen Bauernmädchen herab.

„Es gibt zu Nacht ein Gewitter,“ sagte einer der ersteren, indem er, einen Augenblick mit der Arbeit innehaltend, mit seinem Hemdärmel sich die Stirn trocknete und dann mit der Hand nach Westen deutete, wo zwischen graublauen Wolkenschichten hindurch die Sonnenstrahlen in schräger Richtung auf die Erde fielen.

„Die Sonne zieht wieder Wasser auf. Na, und es gibt nicht bloß von unserm Herrgott ein nasses Jahr, sondern auch sonst noch.“ Dabei machte er eine leichte Kopfbewegung nach einem Manne in breitkrempigem Strohhut, der unversehens herangekommen war und den Stand der Arbeit, wie die Reihen der Arbeitenden aufmerksam musterte.

„Wird's trocken, Giller?“ wandte er sich an den, welcher zuletzt gesprochen und der ein Kleinbauer aus dem Dorfe war.

„Denk's wohl, Herr Verwalter. Wir haben aber unsere Zeit nötig, denn das Heu war böse naß und es braut schon wieder etwas auf.“

„Ja, heut heißt's die Knochen rühren.“ — Der Verwalter schien, ziemlich befriedigt von dem Ergebnis der Inspektion, eben seinen Weg fortsetzen zu wollen, als er sich noch einmal umwendete: „Wo ist denn Fritz Heinrichs?“

Die zunächst befindlichen Knechte hantierten eifrig mit ihren Heugabeln und Rechen, um sich den Anschein zu geben, als hätten sie die Frage überhört. Der alte Giller aber schob verlegen seine Mütze nach dem Hinterkopf, er wußte, daß nun das Ungewitter losbrechen müsse.

„Na, wird's bald? Habt Ihr gehört, was ich fragte?“ sagte der Inspektor in heftigem Tone.

„Ja, Herr Verwalter,“ entgegnete nun etwas zögernd der alte Giller, „Fritz Heinrichs ist diesen Mittag abgerufen worden, weil seine Kuh auf einmal krank geworden war. Er wollte, wenn es nicht besser würde, mit ihr zum Doktor in die Stadt, und dahin mag er wohl jetzt sein.“

Des Verwalters Gesicht ward kirschbraun bei dieser Nachricht. „Dieser Kerl! Soll hier alle Glieder rühren und läuft ohne Erlaubnis, so mir nichts dir nichts, seinen eigenen Angelegenheiten nach! Der ist der Schlimmste und Widerspenstigste von allen, — aber warte, dich will ich schon kriegen. Die Kerle müssen besser zusammengeritten werden!“

Die letzten Worte murmelte er, während er schon schnellen Schrittes dem Dorfe zueilte, um den Missetäter zur Rechenschaft zu ziehen.

Gerade als der Verwalter vor Fritz Heinrichs' ärmlicher Wohnung angelangt war, trat dieser aus der Tür derselben, er zerrte eine offenbar kranke Kuh an einem Stricke hinter sich her.

Als er den Verwalter erblickte, stutzte er ein wenig, aber fast in demselben Augenblick schoß ein finsterner Zug voll Trotz und Haß in sein Gesicht.

„Untersteh Er sich nicht,“ herrschte jener ihn an, „den herrschaftlichen Dienst noch länger zu versäumen, und scher Er sich unverzüglich hinaus auf die Wiese zum Heuen!“

„Wenn meine Kuh drauß geht, so gibt mir die Herrschaft keine andere,“ erwiderte Fritz Heinrichs ungesäumt. „Beim Heuen müssen sie schon versuchen, ohne mich fertig zu werden, — ich habe Nötigeres zu tun!“ Damit wollte er, die Kuh hinter sich her zerrend, an dem Verwalter vorübergehen. Dieser aber, zur vollen Wut gebracht, ergriff im Nu den Strick. „Nötigeres? Das wollen wir sehen! Ohne Erlaubnis darf keiner seine Arbeit verlassen, das wäre noch schöner. Los da, sage ich!“ Damit hieb er auf den Arm des Mannes los. Fritz Heinrichs ließ in der Tat den Strick fahren, aber nur, um wie ein wildes Tier sich auf den Verwalter zu stürzen, der, ehe noch eine Sekunde verging, von